Die farbige Bevölkerung Washingtons.

Von Ernst Brunckn.

Kein Versuch, Leben und Zustände in der Bundeshauptstadt zu schildern, würde genügen, wenn darin nicht auch der farbigen Bevölkerung ein näherer Blick zugewandt würde. Dem Besucher aus dem Norden, und besonders aus dem Nordwesten, wo Farbige, abgesehen von ein paar großen Städten, kaum bekannt sind, fällt alsbald die große Menge derselben auf, die in Washington auf Straßen und Plätzen, im elektrischen Bahnwagen, an allen Orten der Oeffentlichkeit zu finden ist. Ein Drittel der Bevölkerung von Washington besteht aus Negern und Mischlingen, und fast alle grobe Arbeit wird von ihnen gethan. Zu den Farbigen, die noch aus der alten Zeit in den Distrikt Columbia und die Nachbargebiete gehören, weil sie von den Sklaven der dort ansässigen Weißen abstammen, sind Tausende aus allen Theilen des Südens zugewandert, hauptsächlich während der ersten Jahre nach der Sklavenbefreiung, als die Stadt, wo „Mas'r Linkum" gewohnt hatte, ihnen als das Mekka und die Vorstufe des Himmels für jeden Angehörigen ihrer Rasse erschien. Jetzt hat diese Masseneinwanderung wohl schon lange aufgehört, außer aus den benachbarten Landgebieten, woher die Stadtwanderung der Farbigen noch fortdauert, aber im Allgemeinen wohl aus denselben Gründen und unter denselben Bedingungen wie auch die Stadtwanderung der Weißen. Inzwischen ist die Zahl der Farbigen in Washington so groß geworden, daß sich durchaus eine Anzahl von Problemen entwickelt hat, die entschieden auf Lösung harren. Leider aber werden diese Probleme nur selten in der Oeffentlichkeit verhandelt, weil fast ein jedes sich sofort mit politischen Fragen, nicht des Bundesdistrikts, sondern des ganzen Landes verquickt.

Da ist zunächst die Frage der Selbstverwaltung in Washington. Kein Mensch bestreitet, daß die sozusagen despotische und unverantwortliche Regierung eines Bezirks mit gegen vierhunderttausend Einwohnern allen Grundsätzen der amerikanischen Regierungsform ins Gesicht schlägt. Ferner sehen auch die meisten Leute handgreiflich, daß praktisch die Art der Verwaltung die denkbar schlechteste ist. Man darf wohl annehmen, daß die drei vom Präsidenten ernannten Distriktskommissäre so ziemlich ohne Ausnahme ihr Bestes thun, dem Distrikt eine gute Verwaltung zu geben. Ihre Machtbefugnisse sind aber sehr beschränkt. Für alle wichtigen Dinge, und für gar manches, was eigentlich von untergeordneter Wichtigkeit ist, müssen sie erst die Erlaubnis durch den Kongreß abwarten. Der Kongreß allein kann auch das jährliche Budget festsetzen. Hier darf man nun wieder annehmen, daß die zu dem Zweck eingesetzten Ausschüsse ihr Bestes thun; aber der Kongreß hat an Wichtigeres zu denken, als zu erwägen, ob eine Quergasse in Washington geöffnet werden oder eine Verordnung über das Wegschaffen des Schnees erlassen werden soll. So werden häufig die an sich kleinen aber für die betreffende Lokalität hochwichtigen Angelegenheiten von einer Session zur anderen verschoben, ganz abgesehen davon, daß zuweilen irgend ein demagogisch veranlagter Abgeordneter blind tappend in die Distriktsangelegenheiten hineinfährt, um sich in seinem tausend Meilen entfernten Wahlbezirk zu nützen, meistens durch den beliebten Ruf nach „Sparsamkeit" auf anderer Leute Kosten.

Alles das wird von Jedermann zugegeben, aber wenn man nach dem offenkundig daliegenden Abhilfsmittel greifen will, erhebt sich im Hintergrunde das Schreckensgespenst der „Negerherrschaft", und selbst der Unzufriedenste zögert, angesichts dieser Wahrscheinlichkeit weiter nach einer Selbstregierung in den städtischen Angelegenheiten zu rufen.

Wenn Washington, wie andere Städte, seine eigene Stadtregierung, gegründet auf das allgemeine Stimmrecht, erhielte, so wäre es kaum vermeidlich, daß die Massen der Farbigen imstande wären, bei jeder Wahl den Ausschlag zu geben. Wer nun weiß, wie primitiv die moralischen Begriffe, und wie unentwickelt das politische Verständnis von neunzig Prozent der farbigen Bevölkerung ist, wird sich über die Folgen keine Illusionen machen. Es hieße die öffentlichen Angelegenheiten, und besonders die Steuerkraft der Einwohner, denjenigen Privatinteressen auszuliefern, die am wenigsten Skrupel in Bezug auf die Bestechung und sonstige Beeinflussung dieser Wählermassen fühlen. In den Städten des Südens liegen die Dinge anders, selbst wo die Zahl der Farbigen gerade so groß oder noch größer ist als hier. Dort ist die Betheiligung dieser Klasse an den Wahlen sehr gering, theils durch gesetzliche Beschränkung, theils durch sozialen und wirthschaftlichen Druck, in dessen Ausübung die ganze weiße Bevölkerung einmüthig ist. In Washington aber wäre es ganz unmöglich, den Negern auf irgend eine Weise das Stimmrecht zu beschränken. Das könnte nur mit Zustimmung des Kongresses geschehen. Die Mehrzahl der Abgeordneten und Senatoren kommt aus Gegenden, wo man von der Negerfrage keine Ahnung hat, und jeden Versuch einer solchen Beschränkung nur für ein Unrecht gegen die armen, mißhandelten Farbigen auffassen würde — wenigstens zu politischen Zwecken. So bleiben denn Weiße wie Farbige von der Selbstverwaltung und jeder anderen Form politischer Rechte ausgeschlossen.

Die Thatsache, daß Washington in vieler Beziehung ein Gemeinwesen mit südlichen Zuständen ist, aber von Leuten aus dem Norden, die doch meist im Kongreß die größte Macht haben, verwaltet wird, hat auf die Stellung der Farbigen auch in anderer Beziehung einen großen Einfluß. Wohl nirgends in den Vereinigten Staaten gibt es einen Ort, wo die Angehörigen dieser Rasse so wie in Washington „sich fühlen". Das hat nun seine zwei Seiten, wie alle Dinge. Jeder gerecht denkende Mensch wird sich freuen, daß tüchtige Farbige in der Bundeshauptstadt mehr als irgend wo anders imstande sind, sich in die Höhe zu arbeiten. Wenn dort die farbigen Geschäftsleute von behäbigem Wohlstand nicht so zahlreich sind, wie in manchen der eigentlich südlichen Städte, wie selbst in Baltimore, so kommt das einfach daher, daß Washington eben keine Handelsstadt und sein Geschäftsleben nur wenig entwickelt ist. Sicher ist, daß nirgends sonst den Farbigen so viele „Rechte" zustehen als in Washington. Deshalb ist auch nirgends unter den Farbigen das Gefühl der „Gleichheit" so stark entwickelt, wie dort. Man kennt die Geschichte von der Dame aus New Orleans, die in Washington auf dem Markt Einkäufe machen ging. Vor dem Stand einer wohlbeleibten Negerin blieb sie stehen, um über den Preis der Tomaten zu verhandeln, und redete nach heimischer Gewohnheit die Höckerin freundlich mit „Auntie" Tantchen, an. Statt aber wie zuhause ein gutmüthiges Grinsen und eine freundliche Antwort zu erhalten, rief ihr die Negerin wüthend zu: „Ich bin nicht Ihr Tantchen, ich bin Ihre Gleiche!"

Die häufigste Reibungsfläche für die Versuche der farbigen Massen, in thörichter Weise das Gefühl des Gleichseins mit den Weißen zu bekunden, bieten die Straßenbahnwagen. Im Süden sind bekanntlich die Rassen in allen öffentlichen Anstalten und deshalb auch auf den Bahnen jeder Art, streng von einander getrennt, und beide Theile befinden sich im Allgemeinen gut dabei und sind zufrieden. In der Bundeshauptstadt sitzt Neger und Negerin in bunter Reihe gemischt unter den Weißen. Die von Zeit zu Zeit gemachten Versuche, eine Trennung herbeizuführen, scheiterten stets an dem Widerstande der nördlichen Kongreßmitglieder. Man braucht zwar nur über die Potomacbrücke nach Virginien zu treten, um die Trennung allgemein durchgeführt zu sehen, ohne daß die dortigen Farbigen sich darüber besonders beschwerten. Im Gegentheil, sie bestehen recht scharf darauf, daß sich kein Weißer in ihren Abtheil setzt, und sind damit natürlich ganz im Rechte. Aber in Washington selbst ist das nun einmal nicht möglich, und während man natürlich die Sachlage stillschweigend annimmt wie sie ist, so kann ein etwas schärferer Beobachter doch leicht sehen, wie gerade diese Sitte für den Farbigen wie eine fortgesetzte Reihe von Nadelstichen wirken muß.

Die Leute aus dem Norden haben nämlich, trotz ihrer theoretischen Vorliebe für die vollständige Gleichberechtigung der Rassen, in Wirklichkeit eine viel stärkere Abneigung gegen die Farbigen. Sie sind nicht daran gewöhnt sie um sich zu haben, und irgend eine Berührung mit ihnen ruft daher leicht einen direkten, sozusagen physischen Widerwillen hervor. Man kennt ja schon aus „Onkel Tom's Hütte", wo die Tante aus Neuengland zwischen dem Impuls, „Topsy", das Negermädchen, zu unterrichten, und dem Widerwillen, von ihr berührt zu werden, hin und hergeworfen wurde. Dem Südländer ist dieses Gefühl vollständig fremd, denn er ist ja wahrscheinlich schon als Kind an eine farbige Amme gewöhnt gewesen. Nun kann man gerade in den Straßenbahnen wieder und wieder beobachten, wie Leute hereintreten und sich vorsichtig umsehen, daß sie ja nicht etwa neben einen Farbigen zu sitzen kommen, oder wie sie ganz unwillkürlich ein wenig wegrücken, wenn ein nach ihnen hereingetretener Farbiger sich neben sie setzt. Die meisten werden dabei wohl anständiger Weise versuchen, das ganz unmerklich zu thun. Aber man darf doch wohl glauben, daß in sehr vielen Fällen der betreffende Farbige dies merkt. Natürlich werden gerade die besseren Elemente unter denselben, gerade diejenigen, gegen welche die Abneigung am wenigsten gerechtfertigt wäre, am empfindlichsten durch solche Dinge getroffen. Dann kommt es natürlich auch zuweilen vor, daß irgend ein rüpelhafter Weißer sich an einem anständigen Farbigen zu reiben sucht, oder daß ein Neger glaubt, durch Unverschämtheit zu beweisen, daß er gerade so gut ist wie irgend ein Weißer. Solche Ausbrüche, die dann manchmal zu unangenehmen und lauten Szenen Veranlassung geben, oder selbst den Eingriff der Polizei nöthig machen, sind zwar nicht häufig, aber haben doch Veranlassung gegeben, daß im ganzen Süden Washington in dem Ruf steht, die „frechsten Nigger" zu haben. Der Ruf wird noch verstärkt dadurch, daß der Washingtoner Farbige gar nicht daran denkt, jene etwas unterwürfige Höflichkeit gegenüber dem Weißen zu zeigen, die man im Süden findet. Und, um dem Ding die Krone aufzusetzen, der Washingtoner Neger ist gar nicht einmal verlegen, wenn er von Leuten aus dem Norden mit „Mister" angeredet wird. Diese Art der Anrede wird bekanntlich im ganzen Süden keinem Farbigen zutheil, lieber nennt man ihn, wenn er doch zu angesehen ist, als daß Fremde ihn einfach beim Vornamen nennen möchten, bei einem Phantasietitel. Selbst Booker Washington war für seine weißen Nachbarn zwar „Professor", aber nie und nimmer „Mister" Washington.

Uebrigens ist es ein häufig vorkommendes Mißverständnis, zu glauben, daß es unter den Farbigen etwa keine gesellschaftlichen Unterschiede gäbe. In der Bundeshauptstadt besonders ist die Zahl der intelligenten und bis zu einem gewissen Grade auch gebildeten Farbigen durchaus nicht klein. Es sind genug davon vorhanden, eine Gruppe zu bilden, die nur unter sich als mit ihres Gleichen verkehrt. Diese Gruppe bildet also wirklich eine gesellschaftliche Aristokratie unter ihren Rassegenossen, und es wird gesagt, sie sei sehr exklusiv, so daß unter denen, die gerade an der Grenze dieser Schicht zu stehen glauben, oft gerade solche Kämpfe und Intriguen sich abspielen, wie man es manchmal unter Emporkömmlingsfamilien findet, die gern in der weißen „Gesellschaft" Eintritt erlangen möchten. Ihren Mittelpunkt findet diese farbige Aristokratie in einer der Neger-Kirchen auf der Nordwestseite, welche auch von Weißen gelegentlich besucht wird, um den Gesang des Chores zu hören, der häufig für den besten in ganz Washington erklärt wird.

Eine Eigenthümlichkeit dieser gesellschaftlich gehobenen Schicht unter der farbigen Bevölkerung ist, daß in vielen Fällen der Beruf oder die wirthschaftliche Lage, nach den Begriffen von uns Weißen, mit den gesellschaftlichen Ansprüchen, und nicht selten auch mit der wirklich vorhandenen geistigen Bildung, im Widerspruch zu stehen scheinen. Wie schon oben erwähnt, sind die gutgestellten farbigen Geschäftsleute in Washington nicht so zahlreich wie in den meisten Städten des Südens. An ihre Stelle treten dagegen die Angestellten in den Regierungsämtern. Einige von diesen bekleiden Aemter, welche, wenn sie Weiße wären, ihnen Anspruch geben würden, wirklich zur Washingtoner „Gesellschaft" zu gehören. Das sind allerdings nur ganz vereinzelte Fälle. Die meisten der farbigen Angestellten sind ganz einfache „Messengers" mit knappem Gehalt. Nach dem amtlichen Sprachgebrauch schließt allerdings dieser Titel durchaus nicht nur „Boten" ein. Nicht selten ist so ein „Bote" in Wirklichkeit ein Faktotum des Bureauchefs, dem mancherlei Aufträge zutheil werden, die ein hohes Maß von Vertrauen nöthig machen. Und dieses Vertrauen ist fast immer durchaus gerechtfertigt.

Während von diesen farbigen Beamten manche, die noch aus einer älteren Zeit stammen, zuweilen Lächeln erregen durch die komische Prätention einer Bildung, die sie in Wirklichkeit gar nicht besitzen, besonders auch durch eine Art Grandezza in der Sprache, mit manchen bald verstandenem und falsch angewendeten, aber „gebildeten" Ausdruck, sind die meisten jetzt wirklich im Besitz einer gar nicht so üblen Schulbildung. Dafür sorgen in Washington zuerst die öffentliche „High School" für die Farbigen, und dann die „Howard University", ein gleich nach dem Bürgerkriege von Philantropen aus dem Norden gegründetes College für Farbige. Die Hochschule wird stark besucht, und wenn man etwas an ihr kritisiren möchte, so wäre es wohl, daß sie die Eltern gar mancher Knaben und Mädchen dazu verleitet, ihren Kindern eine bloße Bucherziehung zu geben, welche ihnen im Leben herzlich wenig nützen wird. In dieser Beziehung scheint man in Howard University weisere Grundsätze zu befolgen.

Diese Lehranstalt, die mit ihrem geräumigen und baumbestandenen „Campus" und einer langen Reihe recht stattlicher Gebäude genau so aussieht wie irgend ein typisches amerikanisches College der kleineren Sorte, steht zur Zeit unter der Leitung des Dr. Newman, der, wenn ich nicht irre, zugleich der einzige Weiße in dem Lehrkörper ist. Dr. Newman ist ein Schulmann von Ruf, der vor Jahren Präsident des Ripon College in Wisconsin, später Leiter eines bekannten Mädcheninstituts in Maryland war. Die Studentenschaft rekrutiert sich natürlich nicht nur aus Washington, sondern aus allen umliegenden Staaten und beträgt über zweitausend junge Männer und Mädchen. Der Lehrkursus unterscheidet sich wenig von dem der kleineren Colleges für Weiße, außer daß mehr Gewicht auf Handfertigkeitsunterricht, besonders für die Mädchen, und ganz besonders auf die religiöse und sittliche Erziehung gelegt wird. Dies wird mit Recht für besonders wichtig gehalten. Denn das Problem des höheren Unterrichts für unsere Farbigen hat seine Hauptschwierigkeit nicht nach der intellektuellen, sondern nach der sittlichen Seite hin. An Auffassungsgabe fehlt es den jungen Farbigen im Durchschnitt eben so wenig wie den Weißen — es gibt unter ihnen dumme und gescheite, langsame und geschwinde. Aber selten findet man von Natur aus die Stetigkeit und Beharrlichkeit, den festen Willen, ein erkanntes Ziel zu verfolgen, ohne sich durch augenblickliche Impulse davon ablenken zu lassen. Das ist ja schließlich auch bei den Weißen keine allgemein verbreitete Charaktereigenschaft, aber es scheint doch, als ob bei der europäischen Rasse eine Jahrhundert lange Disziplin die Zahl der Individuen, die solche sittliche Fähigkeiten besitzen, beträchtlich vermehrt hätte. Jeder, der mit Negern zu thun gehabt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, wie auch solche, die scheinbar sich durch besonderen Fleiß, Stetigkeit und Energie ausgezeichneten, ganz plötzlich, wie es schien, sittlich zusammenbrachen und den allerthörichtesten Impulsen nachgaben, um die Monotonie der Arbeit zu unterbrechen. Das geht bis zu den intellektuell höchsten Spitzen der Rasse hinauf. Ein sehr bekannter Historiker, Professor an einer der ersten Universitäten des Landes, der viele farbige Studenten gehabt hat, sagte einmal: „Kein Einziger, der bei mir versucht hat, sich den Doktortitel zu holen, hat es fertig gebracht. Alle haben sie vor der Zeit das Studium aufgegeben. „They can't stand the racket."

Dies scheint man auch an der Howard University zu verstehen, und bemüht sich deshalb, gerade diese schwache Seite der Studentenschaft zu kräftigen. Uebrigens braucht Niemand zu glauben, daß ein Besuch der Anstalt etwa deshalb interessant sein würde, weil man dort allerhand Absonderliches, vielleicht etwas was an eine „Minstrel Show" oder auch an eine Erweckungs-Versammlung in den abgelegenen Landbezirken des „Black Belt" erinnern möchte, zu sehen bekäme. Es geht alles gerade so zu, wie in einem weißen College auch. Die Lehrer sind offenbar würdige, intelligente Männer, die ihre Aufgabe ernst nehmen. Es mag den Leser interessiren, daaß die Studenten unter Anderem auch einen „Deutschen Klub" haben. Der Schreiber dieses wurde vor Kurzem eingeladen, vor diesem Klub einen Vortrag, wohlgemerkt in deutscher Sprache, zu halten. Einige dreißig Studenten und mehrere der Lehrer waren anwesend. Die Verhandlungen wurden in deutscher Sprache geführt. „Ach wie ist's möglich dann" und andere deutsche Volkslieder wurden gesungen.

Einer der Lehrer, ein pechschwarzer Mann von etwa vierzig Jahren, begleitete mich über den Campus nach der Straßenbahn. Ich fragte ihn, was wohl alle diese jungen Mädchen zu thun gedächten, wenn sie die Anstalt verlassen hätten. Wollte etwa die Mehrzahl Lehrerinnen werden? „Ein paar", so antwortete er, „werden wohl Lehrerinnen werden wollen. Aber wir hoffen, daß die große Mehrheit tüchtige Hausfrauen und Mütter werden."

Die beiden Züge.

Eine Zeitgeschichte aus der freien Schweiz, von Fritz Müller.

Als ich auf dem Berner Bahnhof zum Wagenfenster hinaussah, fing ich ein verwehtes Gespräch auf:

„Heute Nacht sollen sie sich zum ersten Male kreuzen."

„Ja, sie müssen jetzt schon in Konstanz und in Lyon abgefahren sein."

„Dann werden sie zwischen Bern und Lausanne aneinander vorüberkommen — übrigens sollen ihnen die beiden Gesandten in Bern entgegengefahren sein."

„Hm, wie eigen muß das sein — hunderttausend Züge begegnen sich im Jahr, aber keine zwei mit solcher — solcher Fracht!"

Die Sprechenden auf dem Bahnsteig ebbten von meinem Wagenfenster rückwärts und versanken. Aber ihr Gespräch flog meinem Zuge nach. In mein Abtheil war es so schnell hereingeschlüpft. Mir gegenüber saß es auf dem Eckplatz und schaute mich mit dunklen Blicken an: „Was bin ich — was bedeute ich — wer begegnet sich in dieser Nacht? — he du, sag an!"

Ich schlug das Abendblatt auf. Aus den letzten Telegrammen sprang es mir entgegen: „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches felddienstuntauglicher Kriegsgefangener ein Abkommen getroffen worden. Die Züge mit den Ausgetauschten werden durch die Schweiz fahren —" Weiter kam ich nicht. Eine helle Knabenstimme schlug mir das Zeitungsblatt aus der Hand. „Mutter, Mutter, schau mal, schau doch!"

„Was ist, mein Junge?"

„Die Berge, die Berge!" Die Knabenhand zeigte in die beginnende Abenddämmerung hinaus. Seiner Mutter Augen zog es mit. Auch die meinigen. Dort drüben zog das Hochgebirge herauf. Die Berner Alpen neigten sich vorm Schlafengehen. „Gute Nacht!" sagte der Mönch. „Auf morgen wieder!" sagte der Eiger. „Schlaf gut!" sagte die Jungfrau und zog die weiße Schneedecke hoch über ihre ewigen Schultern. Tiefer Friede senkte sich herab.

Aber da war es plötzlich, daß die weiße Schneedecke roth anlief, zart erst, dann dunkler, dunkler. — Die Lippen der fremden Frau haben sich unbewußt vorgeschoben. So wölbte sich der U-Laut in dem Worte Blut. Aber hörbar war das Wort nicht. Nur stumm hatten es die Lippen geformt. Dann schlossen sie sich wieder. Die Augen sprachen weiter. Qual sprach daraus. Jetzt erst sah ich, daß die Frau Trauer hatte. Und ich hatte einen jener hellsichtigen Augenblicke, wo man alles weiß, ohne zu fragen.

Die Nacht kam. In unserm Abtheil webten sich stille Gespräche, Gespräche mit langen Zwischenräumen.

Das Kind war eingeschlafen. Ich schaute auf die Uhr. Mitternacht vorbei. Die schwarze Frau lehnte ihren Kopf hintenüber, um dem Schlaf ins volle Angesicht zu sehen. Ich wollte es auch thun, da hielt der Zug. Es war eine kleine Station. Im Fahrplan ging der gedruckte Zugstrich ohne Unterbrechung durch. Dennoch hielt der Zug. Worte draußen:

„Es hilft alles nichts — eine Stunde wird es wohl dauern, bis die Weiche wiederhergestellt ist."

„Das wäre für diesen Zug nicht schlimm, aber bedenken Sie die beiden Austauschzüge, die heute zum ersten Mal . . ."

Wir stiegen aus. Wir gingen über die verregneten Geleise. Trübselig glitzerten die Schienen im Scheine der paar Stationslampen. Wir saßen schlaftrunken auf den dünnen Stühlen des kleinen Wartesaales. Es war kalt.

Trotzdem war die fremde Frau auf ihrem Stuhl eingenickt. Ihres Kindes Köpflein lag in ihrem Schoß. Ich versuchte die Abendzeitung zu lesen. Irgendwas. „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austauschs..." stand es wieder da. Ja, ja, das hatte ich schon gelesen. Ich wendete das Blatt einmal, zweimal, ließ es sinken nahm es wieder auf. „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches . . ." Schon gut, schon gut, ich will was anderes lesen. Hastig blätterte ich, faltete ich, schlug wieder auf: „Zwischen Deutschland und Frankreich ist wegen des Austausches . . ."

Zum Donner, war das Blatt verhext? Aber da erkannte ich, daß ich beinahe eingeschlafen war, daß ich das Blatt gar nicht las, daß es umgekehrt war: das Blatt las mich . . . „wegen des Austausches felddienstuntauglicher Kriegsgefangener ein Abkommen getroffen worden. Die Austauschzüge werden durch die Schweiz . . ."

Draußen wurde ein fernes Rollen hörbar. Aufgeregte Stimmen schallten durcheinander. Ich schaute schnell auf die Frau und ihr Kind. Sie schliefen. Leise ging ich hinaus.

Ein Zug war eingefahren. Seine Sirenenlichter zitterten noch ein wenig über den Kies, dann standen sie wie angenagelt. Die Maschine fauchte mit unterdrückter Ungeduld in die Nacht hinein. Menschenhände streckten sich prüfend aus den Wagen ins Freie. Ja, der Regen hatte aufgehört.

Von der Ortschaft her kamen flüsternde Frauen mit Kannen und Körbchen. Was wollten sie?" Rothe Kreuzschimmerten von weißen Armbinden.

„Danke, Mademoiselle, Sie sind — Sie sind —"

„Recht so, ich habe wahrhaftig Hunger, herzlichen Dank —"

Dunkle Käppi in den Fensterrahmen. Flatternde Mäntel auf den Wagentreppen.

„Ah, hier ist Aufenthalt — — ja, ja, es dauert lange —"

Ein Mantel wehte bei mir vorüber. Er hing locker über einer Schulter, die andere Schulter war unbedeckt. Ich suchte nach dem Arm. Der fehlte. Hinter ihm stampfte ein anderer über den Kies. So ungleich waren diese Tritte. Jetzt fiel ein Lichtstreif auf das eine Bein. Wo war das andere? Es kam nicht. Nur ein Stecken stelzte nach und eine Krücke.

„O Monsieur, dieser Aufenthalt ist ein Unglück — — nun dauert's noch eine Stunde länger bis heim — —"

„O Monsieur, Frankreich, mein Frankreich!"

Auf einmal fröhliche Stimmen, Lachen dazwischen: „O Monsieur, wir sind wir glücklich — nicht wahr, für uns ist der Krieg zu Ende — —"

Aus einem Fenster schaute ein Mann. Der Nachtwind kühlte seine Stirne. Licht fiel darauf. Ein Mädchen vom Rothen Kreuz hob eine Theetasse hinauf. Aha, es war ihr zu hoch. Rasch trat ich hinzu, nahm die Tasse, hob sie wortlos höher. Aber der Mann nahm sie nicht. Um Gottes willen, er hatte doch nicht seine beiden Arme verloren? Nein, nein, beide lagen sie auf der Fensterbrüstung.

Noch höher hob ich meine Tasse. Der Mann rührte sich nicht. Unbeweglich blieb sein Gesicht. Jetzt sah ich es dicht über mir. In zwei erloschene Augenhöhlen sah ich. Der Mann war blind. Die Tasse ließ ich fallen. Der Thee sickerte in den Kies. Die Nacht trank ihn. Von den Schienen drüben klang Hämmern und bebrendes Geräusch. Ein Mann kam quer herübergesprungen zum Stationsvorstand: „In zehn Minuten ist alles fertig—"

Auf einmal wieder ein Rollen aus der anderen Richtung. Rufende Stimmen, Lichterschwenken: „Der andere Zug kommt, der andere Zug!" — „Ja, ja, drüben halten lassen — die Frauen vom Rothen Kreuz sollen auch hinübergehen." —

„Jögernd kam der Zug auf dem Lausanner Gleis herangepustet. Jetzt hielt er. Kaum fünfzig Meter schräg vom ersten Zug entfernt. Die beiden Lokomotiven konnten sich sehen. Ihre Lichter an der Stirnseite glotzen durch die Dunkelheit: Wer bist du?" — „Und du, wer bist denn du, was willst du hier?" Die eisernen Lungen keuchen. Wenn sie sich aufeinanderstürzten? Aber sie standen auf verschiedenen Gleisen. Nie werden sie sich treffen, nie.

Und dann sah ich dunkle Ketten zwischen den Augen der Lokomotiven hängen. Und wie ich näher kam, waren es Girlanden. Beim Eintritt ins neutrale Land hatten schweizerische Hände sie so bekränzt.

Auch aus dem zweiten Zug quoll es langsam heraus. Mit den Frauen ging ich hinüber. Die Becher mit dampfendem Thee wanderten entlang.

„Danke schön, Fräulein, danke schön."

„Wenn's nur gut thut — bald seid ihr wieder daheim."

„Daheim, o daheim!"

„Und ihr in eurem Land habt keinen Krieg, Fräulein? Wie ist das nur, ich kann's mir gar nicht denken."

Am Bahnsteig stand ich auf den Zehenspitzen und sah, wie einer, aus der Kanne schenkend, im Wageninnern entlang ging. Hängebetten konnte ich unterscheiden. Liegende Köpfe sah ich, wachende Augen. Eine Decke kam mir so sonderbar kurzgewidelt vor. Darunter hatte doch kein ausgestreckter Körper Platz? Es durchzuckte mich: da lag einer ohne beide Füße. Ein Menschenstumpf, gerettet und vernarbt, rollte der Heimath zu.

Vom andern Zug schauten sie herüber: „Wer sind die da drüben?" Und die gleiche Frage flog zurück: „Wer seid ihr da drüben?" Näher kamen sie, näher. Jetzt trafen sie zusammen und erkannten sich: Ausgetauschte.

Stumm schauten sie sich an, die sich zerschossen hatten: „Wo habt ihr meinen Arm . . . wo ist mein Ohr . . . mein Auge?" Aber es war kein Haß in diesen stillen Fragen, kein Entsetzen in den Mienen. Was geschehen war, das waren Selbstverständlichkeiten, die aus diesem Kriege wuchsen wie die Herbstzeitlose auf der Wiese, die dem Winter zugeht und nach dem Winter einem neuen Frühling.

Deutsche Invaliden machten ein paar französische Worte, Franzosen stotterten gelernte deutsche Brocken: „Woher kommt ihr?" — Versprungene Schlachtenmomen aus den vergangenen Sommertagen klangen und gaben eine bunte Antwort aufs Woher. „Wohin geht ihr?" — Nur eine Antwort, eine: „Der Heimath zu, der Heimath."

Zwei Herren in Zivil schritten grußlos und gemessen aneinander vorbei, wendeten sich, schauten sich ins Auge, verneigten sich ernst.

„Die beiden Gesandten von Bern", flüsterte ein Beamter neben mir.

Das Hämmern an der Weiche hatte aufgehört. Der Bahnhofvorstand erschien unter der Thür. Er hob den Arm. Von den Lokomotiven kam ein Pfeifen. Die Gruppen lösten sich, gingen zurück, über die Trittbretter humpelte es hinauf. Die Frauen vom Rothen Kreuz winkten. Aus den Zügen winkte es wieder. Und wie jetzt die beiden Züge anzogen und langsam aneinander vorüberfuhren, setzte sich das Winken fort. Und es sah aus, als winkten sich die Ausgetauschten zu, mit den Armen, die noch übrig waren. —

Die rothen Lampen am Ende der beiden Züge verschwammen, Deutschland zu, Frankreich zu, in der Ferne. Jemand neben mir sagte leise:

„Unser Zug geht auch gleich." Es war die schwarze Frau mit ihrem schlafenden Söhnchen im Arm.

„O Sie sahen — Sie haben alles gesehen?" fragte ich erschrocken. Sie nickte still und schien nicht traurig.

Wir saßen wieder im rollenden Zuge, wach und sprachlos. Stunde verrann um Stunde. Der Morgen tippte leicht ans Fenster. Ich hatte das Gesicht gegen das Glas gedrückt und konnte ihn kommen sehen.

Unterkleider für den Winter.

Von Dr. Woods Hutchinson.

Die Saison des Flanell-Unterzeuges ist jetzt da und mit ihr die Sorge, wie man seine Kleidung nach dem Wetter reguliren kann. Mancher wird dabei in Zweifel sein, ob er warme Flanell-Unterkleidung tragen soll oder nicht, da gerade jetzt noch warme Tage mit empfindlich kühlem Wetter abwechseln.

Diesen Zweiflern sei hiermit kundgethan, daß sie sich um die Frage: Flanell oder nicht Flanell, absolut keine Sorge zu machen brauchen. Maßgebend für den Werth des Unterzeuges ist lediglich die Frage, ob es angenehm zu tragen ist oder nicht. Weder das Gewicht noch das Material kommt, soweit es sich um Schutz gegen Erkältungen handelt, dabei in Betracht.

Die Qualität der Unterkleider, ob sie dünn oder dick, ob sie weich oder rauh, ob sie Wolle, Leinen, Baumwolle oder Seide sind, hat nicht das geringste mit Rheumatismus und fast ebenso mit Erkältungen in ihren verschiedenen Formen und noch weniger mit Lungenentzündung, Bronchitis oder Schwindsucht zu thun. Diese Krankheiten werden fast ausschließlich durch Ansteckung verursacht, ferner durch Mangel an Bewegung und frischer Luft, sowie durch ungeeignete Nahrung. Die wärmere oder dünnere Kleidung spielt dabei nur eine ganz nebensächliche Rolle.

Die Unterkleider sollen vor allen Dingen Zwecken der Reinlichkeit dienen und sollen daher aus Stoffen bestehen, die sich leicht und gründlich waschen lassen. Ferner sollen sie eine weiche, dehnbare und angenehme Bedeckung für die bloße Haut bilden und das Reiben und Drücken verhüten, das eine direkte Berührung der Haut mit den schweren und steifen Oberkleidern zur Folge haben würde. Drittens, und das ist eine ihrer wichtigsten Funktionen, sollen sie eine Schicht erwärmter Luft zwischen dem Körper und der äußeren Kleidung bilden, sodaß die Ausdünstung und das Athmen durch die Haut ungehindert erfolgen können und die Körperwärme nicht zu schnell entweicht, da die Luft bekanntlich einer der schlechtesten Wärmeleiter ist.

Es mag paradox erscheinen, aber es ist eine Thatsache, daß, wenn wir auch vom Wind nicht leben können, wir uns doch mit Luft bekleiden können. Die erwärmenden Eigenschaften und der hygienische Werth eines Kleidungsstückes oder eines Stoffes hängen von der Quantität sogenannter todter Luft ab, die sie in den Maschen ihres Gewebes zu halten vermögen. Die besten Stoffe für Unterkleider, ausgenommen solchen, die gegen Nässe und Regen schützen sollen, sind daher die porösen Gewebe, die aus zahlreichen, durch Fäden verbundenen Poren bestehen. Je poröser ein solcher Stoff hergestellt werden kann, ohne auseinander zu fallen, desto besser ist er in sanitärer Beziehung, erstens, weil die Haut Luft zur Ausdünstung gebraucht, und zweitens, weil die in solchem Stoff gebundene Luft die beste Erwärmung sichert.

Pelze enthalten am meisten Luft.

Gummi hält zum Beispiel gar keine Wärme, da es eine solide Substanz ist und keine Löcher oder Poren hat, in denen die Luft sich fangen könnte. Hartes Leder ist desgleichen ein schlechter Wärmeleiter und bietet höchstens Schutz gegen Wind. Baumwolle ist in der Form von Gingham, Musselin oder Denim etwas besser und ist sogar ein guter Wärmehalter, wenn es in Flies-Form als Baumwoll-Flanell oder „Batting" verwendet wird, die eine bedeutende Quantität Luft halten können. Fliesswolle ist noch wärmer, da sie einen vortrefflichen Luftschwamm bildet. Pelze sind aber am allerwärmsten, da sie selbst bei der geringsten Porosität eine enorme Menge Luft absorbieren können, die bei guten Pelzen, wie Seal oder Otter, bis auf 90 Prozent des Volumens steigt.

Wenn Ihr Unterzeug daher leicht zu waschen, weich und angenehm zu tragen ist, so ist es für jede Jahreszeit gut und es liegt nicht der geringste Grund vor, warum man es beim Eintritt der kälteren Jahreszeit durch wärmeres ersetzen sollte. Natürlich giebt es Leute, die um so beruhigter sind, je weniger komfortabel sie sich in ihrem Unterzeug fühlen und dasselbe nicht für gut halten, wenn es nicht kratzt. Das ist indessen eine persönliche Ansicht und kein hygienisches Erforderniß.

Flies-Unterzeug nicht gesund.

Früher, als Amerika noch vorwiegend ein Ackerbau-Land war und die Leute den größten Theil ihrer Arbeitszeit im Freien bei Kälte und Schnee, Sturm und Regen zubringen mußten, war dickes und schweres Unterzeug komfortabel und nützlich. Aber heute, wo 70 Prozent der Bevölkerung in Werkstätten, Geschäften, Fabriken und Offices beschäftigt sind, in denen die Temperatur auch im Winter die Sommer-Temperatur durchschnittlich um 7 Grad übersteigt, ist schweres, dickes Flies-Unterzeug nicht nur unnöthig, sondern direkt unkomfortabel und ungesund.

Der kluge Junge.

Präsident Wilson besuchte seinen Geburtsort und ging gerade an seinem Geburtshaus vorüber, als ein kleiner, dreijähriger Junge heraus kam.

„Du bist ein netter Junge," sagte der Präsident. „Du hoffst wohl auch einmal Präsident zu werden?"

„Ich? Nein . . und es ist mir auch ganz einerlei."

Der Präsident ist gerade gegentheiliger Ansicht: er hofft Präsident zu werden, und es ist ihm garnicht einerlei, wenn er's nicht wird.

Aber der Klügere ist entschieden der kleine Junge.

Unter Freundinnen.

„Hat Bertha gestern irgend etwas über mich gesprochen?"

„Ach nein, Bertha denkt dazu viel zu anständig; wenn sie von jemand nichts Gutes sagen kann, sagt sie lieber überhaupt nichts."

Feine Familie.

„Warum bist du so wüthend, Männe?" . . „Du bist an meinem Aerger schuld. Du hast mich immer gequält, seit wir so reich sind, müßten wir auch einen Stammbaum haben. Da habe ich einen Menschen beauftragt, ihn zu erforschen." . . „Und der Erfolg?" . . „Schöner Erfolg, jetzt muß ich ihm Schweigegeld zahlen!"

Der Wahn ist kurz.

Es war am Tage nach der Hochzeit. Mißmuthig saß der Ehemann mit seiner jungen Frau beim Frühstück. Sie hatte ihm alles gestanden: daß ein künstliches Gebiß viel hygienischer sei als ein natürli